

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

[Beiträge]

[urn:nbn:de:bsz:31-336908](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-336908)

Hat der Krieg Einfluß auf die Witterung?

Von Artur Stenkel.

Angesichts der im Jahre 1916 durchaus abnormen Frühjahrswitterung in Mitteleuropa, die uns nach dem niederschlagsreichen süßen Mai einen noch regenreicheren, geradezu kalten Juni brachte und erst gegen Sommeranfang (21. Juni) eine Wandlung erfuhr, d. h. wärmer wurde, ohne zunächst noch der Niederschläge (Gewitterregen) zu entbehren, erscheint die Frage berechtigt, ob wohl der Krieg mit seinem ungeheuren Munitionsaufwande und seinen Riesentrüben einen Einfluß auf das Wetter in dem erwähnten Sinne haben könne. Auffallend ist jedenfalls die Tatsache des zeitlichen Zusammenfalls der außergewöhnlich wolken- und regenreichen, sehr frühen Witterung mit den beständigen unterhörsen Kanonaden an der Front; da aber dieser Synchronismus auch zufällig sein kann, ist zu untersuchen, ob tatsächlich Gründe vorhanden sind, die für den Einfluß der Kampfstätigkeit auf die meteorologischen Elemente sprechen.

Bevor wir auf die Sache selbst eingehen, haben wir uns zunächst darüber klar zu werden, ob es überhaupt Vorgänge rein tellurischer Art auf der Erdoberfläche gibt, die das Wetter beeinflussen, oder ob vielmehr alle den Wettercharakter bestimmenden Faktoren kosmischen Ursprungs sind. Wir wissen, daß die unter dem Sammelnamen Wetter zusammengefaßten atmosphärischen Zustände und Bewegungen ausschließlich eine Funktion der Sonnenstrahlung sind, daß die Sonne allein die große Wettermacherin ist, und daß es ohne Sonnenstrahlung weder Wolken noch Niederschläge, weder Wind noch Gewitter geben und die gesamte Erdoberfläche eine tote Eiswüste sein würde. Der Sonnenwärme haben wir mithin den weitaus überwiegenden Hauptanteil an allen meteorologischen Vorgängen zuzuschreiben. Dem Monde, der so oft für die Witterung verantwortlich gemacht wird, kommt demgegenüber nur eine fast belanglose Wirkung zu, die lediglich in Modifikationen der durch die starken solaren Wirkungen geschaffenen Verhältnisse besteht.

Unter den irdischen Vorgängen, die einen Einfluß auf das Wetter haben können, stehen die Vulkanausbrüche obenan. Hatten sich diese aber in mäßigen Grenzen (schwache Gasexhalationen), so werden sie auf die meteorologischen Zustände der Atmosphäre wirkungslos bleiben, wachsen sie dagegen zu wütendem Barokismus an, dann üben sie auf die Luftschichten über der näheren oder ferneren Umgebung, oft über ganzen Ländergebieten einen sehr deutlichen Einfluß aus. Schon in der gewaltigen Eruptionsspinne entwickeln sich heftige Gewitter, die den Vulkan umtoben, und in den meisten Fällen entstehen durch die ungeheure Dampf- und Labastaub-Ausstoßung, die die Kondensationskerne für den atmosphärischen Wasserdampf liefert, mächtige Wolkenmassen, die das benachbarte Gelände in tiefe Finsternis hüllen und schwere Wollentrüben herniederpendeln. Hier ist also ein Einfluß tellurischer Vorgänge auf das Wetter unzweifelhaft vorhanden.

Ob auch heftigen Erdbeben eine Wirkung auf die meteorologischen Verhältnisse zuzuschreiben sei, konnte bisher nicht mit Sicherheit nachgewiesen werden.

Es gibt aber noch andere rein irdische Ereignisse, denen ein beschränkter Einfluß auf das Wetter zukommt. Das sind große Brände mit starker Rauchbildung, wie Wald-, Prärie- und Moorbrände. Ihre Wirkung besteht zwar im wesentlichen nur in einer Temperaturerniedrigung durch Verminderung der Sonnenstrahlung, manchmal auch in einem Schutz gegen die Wärmeausstrahlung des Bodens (praktisch gegen die Mairnachtfröste angewandt); eine Begünstigung der Bildung von Niederschlägen durch andauernde, besonders starke Rauchentwicklung mag aber hin und wieder ebenfalls

eintreten. So soll den von den Russen bei ihrem fluchtartigen Rückzuge in blinder Zerstörungswut entfachten Brand der galizischen Petroleumquellen, dessen ungeheurer Qualm tagelang die Gegend weit hin verdunkelte, ein mit schwarzen Kohlenteilchen vermischter Regen beglückt haben; der Hergang wäre dann dem der vulkanischen Regen ähnlich gewesen. Damit würde zugleich schon die Frage: „Hat der Krieg Einfluß auf die Witterung?“ in bejahendem Sinne beantwortet sein.

Es fragt sich nun weiter, ob die Artillerietätigkeit an den Fronten einen solchen Einfluß auszuüben vermag. Auch hier wird gelten, was oben hinsichtlich der Vulkanausbrüche gesagt wurde, daß nämlich ein schwaches Feuer völlig unwirksam auf die atmosphärischen Elemente bleiben muß, daß aber eine langandauernde, außergewöhnlich heftige Beschießung unter Umständen doch wohl die Kondensation von Wasserdampf befördern oder gar herbeiführen kann. Wir haben oft genug schon von der ungläublichsten Munitionsverschwendung gehört, von tagelang währendem, ununterbrochenem Trommelfeuere, bei dem Millionen von Granaten verschossen wurden und der Himmel von freierenden Schrapnell zeitweilig gänzlich zugedeckt erschien, wir haben ebenso oft von in Brand geschossenen Ortschaften, von ausgedehnten Gasangriffen, Minenpfelegungen usw. gehört und können aus dem Zusammenwirken aller dieser Faktoren ein Bild von der ungeheuren Rauchentwicklung an der Front gewinnen. Daß so ausgedehnten Rauchmassen ein, wenn auch nur schwacher Einfluß auf die Witterung zuzubilligen sei, kann kaum in Abrede gestellt werden. Dieser Einfluß wird sich, wie in den anderen oben geschilderten Fällen, besonders nach zwei Richtungen zeigen: einerseits wird die Wolken- und Niederschlagsbildung begünstigt, andererseits die Temperatur herabgemindert werden. Inwiefern endlich die durch die großen Kanonaden erzeugte Lufterschütterung hierbei mitwirkt, läßt sich schwer sagen, sicher aber ist diese nur von untergeordneter Bedeutung.

Begegenwärtigen wir uns jetzt die wirkliche Lage der Dinge. Ununterbrochenes Artilleriefeuer mit fast täglich zu größter Heftigkeit anschwellenden Steigerungen (Trommelfeuere), beständige Gas-, Minen- und Infanteriekämpfe toben seit Februar 1916 nur im Westen, vor allem am Verdun-Abchnitt. Im Westen aber entwickeln sich alle Wettertypen, vom Westen ziehen die barometrischen Tiefs mit ihren feuchten Luftmassen heran und bringen dem mitteleuropäischen Kontinent Niederschläge mit gleichzeitiger Temperaturdepression, ja, vom Westen her bewegen sich sogar vielfach die barometrischen Hochs über den Kontinent. Eine Betrachtung der von der Deutschen Seewarte herausgegebenen Wetterkarten lehrt uns nun, daß in der in Rede stehenden Zeit, d. h. in den Monaten, die sonst fast ausnahmslos das beständige Wetter im Jahre aufzuweisen haben und vorwiegend sonnig, warm und trocken sind, barometrische Tiefs in beinahe länderloser Folge vom Westen herangezogen und sich vielfach gerade über dem Kriegsgebiet (Nordfrankreich) ausbilden, um sich dann mit ihrem Kern mitten über den Kontinent zu bewegen, daß sie also gleichsam die südliche Straße bevorzugten, während sie sonst die nördliche Zugstraße, über die Nordsee, am meisten frequentieren. Wie wir schon betonten, kommt den Schwankungen der Sonnenstrahlung unstreitig der Hauptanteil an den Witterungsänderungen zu, darum hat man das abnorme Verhalten des diesjährigen Frühjahrswetters zuvörderst auf ein zeitweiliges Nachlassen der jetzt im allgemeinen in der Steigerung begriffenen solaren Eruptionstätigkeit zurückzuführen; man wird aber nicht ganz umhin können, in diesem, bisher ja noch nie dagewesenen Falle dem menschlichen Vernichtungskampf einen gewissen Anteil an der Bildung der Wettertypen zuzugewehen.

Beziehungen zwischen Krieg und Witterung vermutet man schon seit langer Zeit. Bereits im Altertum schoß man mit Pfeilen, im Mittelalter mit Böllern und Gewehren gen Himmel; auch bediente man sich, wie hier beiläufig erwähnt sein möge, ebendem in Oesterreich des „Wetterläutens“ mit Kirchenglocken; glaubte man zuerst die bösen Wetterherren verjagen zu können, so wählte man später, durch Kanonendonner oder Glodenschall die gefährlichen Hagelwolken zerstreuen zu können. Aus diesem Bestreben heraus nahm man vor zwanzig Jahren das Wetterschießen praktisch auf. Bürgermeister Albert Stiger in Windisch-Feistritz (Untersteiermark) suchte damals durch systematisches Schießen die Weinberge seiner Gegend vor Hagelfällen zu schützen. G. Zischinig in Graz setzte dann seine Versuche fort und konstruierte eine Hagel- oder Wetterkanone, die bald weitere Verbreitung fand. Mit solchen Instrumenten hoffte man in Steiermark, Ungarn, Tirol, Frankreich, Spanien und Italien günstige Wirkungen erzielen und die Hagelwolken „zum Regen zwingen“ zu können. Auf einen Quadratkilometer kam immer eine Wetterkanone, und die Schießperiode währte vom Mai bis Oktober. Um zu einem sicheren Ergebnis zu gelangen, berief schließlich das österreicheische Ackerbauministerium eine Internationale Experimentkonferenz, die vom 21. bis 24. Juli 1902 in Graz tagte. Wie Vörrlein in seiner „Wetterkunde“ mitteilt, befanden sich unter den 68 Teilnehmern der Konferenz Vertreter der Behörden, der Wissenschaft und der praktischen Vorkultur; diese erklärten auf die ihnen vorgelegten Fragen mit großer Mehrheit, daß zwar die Wirkung des Wetterschießens durchaus zweifelhaft, eine weitere Untersuchung der Sache aber wünschenswert sei. Die wissenschaftliche Untersuchung hat darauf in Oesterreich und besonders auf dem amtlichen Versuchsschießfelde zu Castellfranco bei Treviso unter Leitung von F. M. Penner und B. Waferna stattgefunden; der Bericht, den Penner 1907 über die mdrätägigen Versuche erstattete, sprach aber die völlige Wirkungslosigkeit des Wetterschießens aus.

Ueber den Einfluß von Kanonenschüssen auf Hagel- und Gewitterbildung hatte, wie Vörrlein weiter mitteilt, schon vorher, 1901, G. Lachmann berichtet, doch war dieser ebenfalls zu vorwiegend negativen Ergebnissen gelangt. Während der Jahre 1898 bis 1900 hatte man nämlich die Aufzeichnungen von zwölf meteorologischen Stationen, die in der Nähe von Schießplätzen liegen, mit denjenigen anderer Orte, die die Schießplätzen allseitig in möglichst gleicher Entfernung umgeben, verglichen. Die dreijährigen Beobachtungen zeigten in betreff des Hagels gar keinen Unterschied, während die Gewitterhäufigkeit an den Schießplätzen geringer erschien als an den Vergleichsstationen. Ein sicherer Schluß ergab sich daraus aber nicht, da Gewitter- und Schießdonner zu leicht verwechselt werden können. Aus diesen Gründen hat man das Wetterschießen seitdem nahezu gänzlich aufgegeben.

Uebrigens wandte man das Wetterschießen auch an, um durch die Lufterschütterung oder durch Emporpenden von feinen Rauchteilchen die Kondensation des Wasserdampfes zu erzielen und in trockenen Zeiten Regen künstlich herbeizubringen. Der von den Wetterkanonen emporgeschleuderte Luftwirbelring steigt aber, selbst bei Anwendung von Acetylen-Explosionsgeschossen, höchstens bis 1000 Meter auf, erreicht daher meist nicht die Wolkenregion, bleibt also wirkungslos. Mit dem auf den Kriegsschauplätzen unterhaltenen höllischen Geschützfeuer läßt sich nun dieses äußerst geringfügige, sporadische Wetterschießen nicht im entferntesten vergleichen; wir dürfen deshalb aus der Erfolgslosigkeit des letzteren keineswegs auf eine Wirkungslosigkeit des ersten schließen. Versuche von dem Umfang eines Trommelfeuers sind natürlich wegen der enormen Kosten, die den Nutzen weit übersteigen würden, schlechterdings unausführbar; dagegen erscheint es im Interesse der meteorologischen Wissenschaft wünschenswert, die hier vermutete Wahrscheinlichkeit des Vorhandenseins von Beziehungen zwischen Krieg und Witterung durch weitere Beobachtungen und Untersuchungen möglichst einwandfrei festzustellen.

Mazedonischer Salat.

Reiseerinnerungen von Hermann Wendel, M. d. R.

Im Café „Macedonia“, das alles hält, was sein Name verspricht, dicht am Belgrader Markt, wo papageienbunte Bäuerinnen und schokoladenfarbene Bauern Spanferkel und Gänse, Butter und Eier, Melonen und Tomaten feilbieten, aß ich zum ersten Male einen mazedonischen Salat. Brrrr — die Tränen schossen mir nach dem ersten Bissen in die Augen. Denn mazedonischer Salat ist ein teuflisches Gemisch von Paprika — roh, in Schotenform! — und Paradiesäpfeln und noch einmal Paprika und Gurken und wieder Paprika und Zwiebeln und immer mal wieder Paprika, das Ganze mit viel Essig und viel Pfeffer durcheinandergewirrt — man sügt zum Schluß wohl auch noch etwas Paprika hinzu. Die Wirkung dieses sehr balkanüblichen Gerichts ist, daß sich der Esser erst die Lippen verbrennt, dann die Zunge, dann den Gaumen, dann die Speiseröhre, dann den Magen und sich schließlich vorkommt wie ein Feuerfresser auf einem deutschen Jahrmarkt, und wenn es eine Hölle gibt, so wie Th. Th. Heine sie im „Simplicissimus“ zu zeichnen pflegt, mit zottigen, klumpfüßigen, gehörnten Burschen als Einbeizern, so sind die armen Sünder dort sicher gezwungen, zur Straferhärtung tagaus tagein mazedonischen Salat herunterzuwürgen. Feuer von außen, Feuer von innen! Aber nicht was Würze und Wirkung angeht, soll, was hier folgt, mit mazedonischem Salat verglichen werden, sondern nur in dem, was das Anterhant und Durcheinander betrifft. Die Ueberschrift stimmt also nicht ganz, aber da in Mazedonien vieles nicht stimmt, mag es schon hingehen.

Was an den Triften und Bergen Mazedoniens den Gasser der Großstädte unwiderrieflich anzieht, ist ihre Waldursprünglichkeit und Unberührtheit. Auf den Schneehängen des Schar Dag gibt es noch keine Lurus-hotels mit Lift, elektrischem Licht und Warmwasserheizung, mit betrettem Portier und befräkten Kellnern. Ganz im Gegenteil! Wo in irgend einem Nest abseits der Eisenbahn eine Unterkunft sich „Grand Hotel“ oder „Hotel Europa“ nennt, kann man einen n'e sehenden Schwur darauf ablegen, daß es sich um eine verfallene, verdreckte, verlaufte Brotterbude handelt, in der jener biedere Eingeborene, der Pförtner, Kellner und Hausknecht in einem ist, den dringenden Wunsch weckt, die Zimmertür möchte wenigstens nachts verschließbar sein. Aber man gewöhnt sich an vieles, an mazedonischen Salat und anderes. Der Zusammenhang ist hier nicht an den Saaren herbeigezogen, denn was in den Betten des Landes eines Fremdlinges mit süßem westeuropäischen Blut harret, gleicht darin dem mazedonischen Salat, daß es auch brennendes Feuer erzeugt, nur im Blut und nicht in der Gurgel. So viel Dautzen freilich, wie sich aus gewissen Wühlblättern im Deutschland schließen ließe, gibt es auf dem ganzen Balkan nicht, aber ich habe doch in mancher albanischen Hütte ansehnliche Exemplare träumerisch betrachtet, alte, weiterhartie, braune Burschen, denen es auf eine Blutrache mehr oder weniger nicht ankam.

Auch mit des Leibes Nahrung und Notdurft ist es nicht überall untüftlich bestellt. Eines heißen Zimittages zog ich die Straße von Verissowitsch nach Prizren fürdaß.

Vor der Abfahrt gab ich meinem Begleiter, einem mazedonischen Bulgaren, der sich in Berlin von der deutschen Zivilisation ziemlich gründlich hatte beledet lassen, den Auftrag, handfeste Wegzehrung einzuhandeln. Auf seine Umsicht vertrauend, streckte ich mich wohlgenut in dem federlosen Wägelchen aus, das munter mit uns über Stock und Stein dabonhumpelte. Als nach mancher Stunde Fahrt — die Ernosseba war durchquert, und stimmernd in dem unbarmherzigen Mittagssonnenglast lag die weite Hochebene vor uns, an deren anderem Ende sich mit weißen Mauern und Minarets Prizren erheben mußte — der Wagen knurrte laut von sich gab wie ein gereizter Fuhrmannsspiß, winkte ich meinem Kamulus. Pfliffig lächelnd breitere er vor mir aus 1. einen Laib Brot, 2. einen Hammelschädel, 3. sechs Flaschen Münchner Bier, in Saloniki auf Flaschen gefüllt, und war jeder Anerkennung und jedes Dankes gewiß. Aber der Schaustopf — ich meine den wirklichen! — enthielt zum Glück nur wenig Fleisch, denn er gemahnte allzu deutlich an das Bibelwort: „Siehe, er riechet schon!“, das Münchner Bier hatte durch die Mittagsglut die Wärme eines normalen Vollbades angenommen und gärte und schäumte, und nur das Brot war leidlich genießbar. Als wir unterwegs in einem Gehöft Eßbares dazu einhandeln wollten, förderten wir nichts zutage als ein winziges Stück Ziegenkäse, und siehe! auch von ihm galt das herangezogene Bibelwort in vollem Maße. Nur den vorzüglichen türkischen Kaffee findet man überall, der brühheiß mit einer Neschelle in ganz winzige Täßchen gegossen wird und der stark wie Schnaps ist, jener Kaffee à la turca, für den die Donau die Grenze zu sein scheint, denn während man ihn in Belgrad überall, auf Verlangen oder auch gegen seinen Willen, vorgesetzt bekommt, schaut man sich in Semlin, unmittelbar gegenüber auf dem ungarischen Ufer, vergeblich die Augen danach aus.

Mit dem Alkohol auf dem Balkan hat es eine absonderliche Bewandnis. Es gibt gute Kenner des Mohammedaners, die behaupten, daß er sich im allgemeinen streng an das vom Koran erlassene Verbot geistiger Getränke halte. Seit ich freilich in einer österreichischen Bierkantine zu Stambul augenzwinkernd mit Ahmed Effendi aus dem bosnischen Trebinje gefessen hatte, der sich als starrer Moslem entrüstet weigerte, im heiligen Monat Ramasan auf der Straße eine Zigarette zu rauchen, seitdem brachte ich Koran und Alkoholverbot immer mit dem Spruch von den öffentlichen Wasserpredigern und heimlichen Weintrinkern zusammen. In Albanien aber fand ich alle meine Erwartungen übertroffen. Im Vilajet Stutari, das damals in Aufruhr und Belagerungszustand war, nächtigte ich einmal bei einem türkischen Bataillon, das hier zur „Veruhigung“ aufständischer Bergstämme lag. Die Offiziere luden mich zum Abendessen, eine Art Soulasch erschien auf dem Tisch, und ehe ich mich versah, hatte ein Leutnant eine noch nicht angebrochene Flasche Mastix entfort. Bescheiden erhob ich Einwendungen, in dem Glauben, solches geschehe mir zu Ehren, aber die „zwei Leutnants rosenrot und braun“, wie es bei Villencron heißt, erklärten mit befremdetem Blick diesen scharfen griechischen Schnaps für ihr gewohntes Abendgetränk. In der Flasche blieb auch nicht ein Tropfen. Später, in Stutari, saß ich oft mit den Offizieren vom Stabe Torgbut Schewlet Paschas, des Oberkommandierenden der Operationstruppen, im „Hotel Europa“ beim goldgelben Budapest Bier. Ein Hauptmann, der zur Oberndorfer Mauerfabrik kommandiert gewesen, schwärmte dabei in echt schwäbischer Mundart von dem „Mojcht“, den er dort getrunken, und ein anderer Hauptmann, nicht zum Stabe gehörig, schüttete den Schnaps, wolkig gurgelnd, aus Wassergläsern herunter, bis er mit zunehmender Bezechtheit und abnehmender Kenntnis des Deutschen stets plumper vertraulich wurde und dem Tischnossen vorschwagte: „Reden wir wie Bruder! Reden wir Philosophie!“ So ging es Abend für Abend. . . . Bei denselben Männern hat Dr. Saech-

Pascha, der auf die Einhaltung des Alkoholverbots Stein und Bein schwört, seine gegenteiligen Erfahrungen gemacht, und da er ein ehrlicher und kluger Mann ist, liegt hier ein Rätsel vor, das ich nicht anders lösen kann als mit einem wackeren: Na Prost!

Allerdings kann man selbst in Albanien auch ganz bequem reisen. Von einer sehr preußischen Dame, der Gattin des deutschen Vertreters bei der albanischen Grenzvermessungskommission von 1914, las ich ein bezeichnendes Büchlein. Diese Dame durchstreckte die albanische Wildnis unter dem Schutzgeleit von dreihundert Soldaten und mit Gepäck auf sechs Tragtieren; tagsüber wurde sie verpflegt: morgens mit Milchlatsee, zwei Eiern und Marmelade, um zwölf Uhr mit Suppe, Fleischgericht und süßer Speise, um fünf Uhr mit Tee, Kets und Marmelade, um siebenhalb Uhr mit zwei Fleischgerichten Käse und Kaffee; wenn sie Durst hatte, konnte sie sich mit frischem Pilsner und eisgekühltem Selt erquiden, und ehe sie sich nachts in ihrem Zelt aufs Kubelager streckte, hüllte sie sich zum Schutz gegen Frost in einen Schlafanzug, eine wollene Unterjacke nebst Bloomers, einen Sweater, zwei wollene Decken und noch in eine Pelzjacke — mein Liebchen, was willst du mehr? Aber dann ist es auch brüchig, nach Albanien zu reisen, denn man kann sich ebenso gut in ein Berliner Kino setzen, wenn ein albanischer Film vorgeführt wird und nachher bei Joshi Kaffee trinken, aber keinen à la turca, und bei Hiller zu Abend essen, aber keinen mazedonischen Salat.

Daß Losgelöstsein von allen Fesseln westlicher Zivilisation berleiht ja gerade dem Schweifen in diesen einsamen Strichen seinen tiefsten Reiz. Wie prickelt es im Blut gleich Champagner, wenn man in ganz zarter, bläuhauer Morgenröthe aus einer albanischen Stadt hinausreitet, um durch das Stromgebiet des schwarzen und weißen Drin zur blauen Adria zu ziehen, begleitet von einem Miriditen, als des Gepädperds Hüter, und zwei Suwari, heritkenen türkischen Gendarmen, die einem der Mittelfaris — Regierungspräsident des Bezirks ausgenötigt! Wie dreht man sich im Sattel noch einmal um und winkt nach Europa zurück, von dem man sich jetzt für Tage trennt — kein Botschaft, kein Brief, kein Telegramm ereilt dich hier, und du bist ganz auf dich gestellt! Es ist ein Mitt ins Ungewisse, denn der türkische Oberst in Prizren sagte abschließend: Es heißt, die Miriditen sind in den „Bergen“, das will sagen: sie rebellieren wieder einmal gegen die Steuereintreiber und Rekruten-aussheber des Großherrn in Stambul und schießen scharf auf jeden Gauch, der sich auf den schmalen, unwegbaren, mit Geröll besäten Saumpfadern in ihrem Bereich bilden läßt. Aber auch wenn oben keine Flintenkäufe lauern, gilt es die Zähne zusammenzubeißen, fectert man auf solch abenteuerlich schmalen Pfaden, oft an tollen Abgründen entlang, auf ein schnelles Bergpferdchen gememmt, gipfelan und gipfelab. Auf der zweiten Tagesreise zwischen Prizren und Stutari stürzt der Weg von 256 m Höhe bis zu 190 m herunter, schnell dann empor auf 680 m, geht abwärts auf 470 m, aufwärts auf 690 m, abermals aufwärts auf 950 m, dann in zwei Sprüngen abwärts auf 750 und 550 m, aufs neue hinauf bis 870 und 964 m und schließlich nochmals herunter bis 752 m — dann ist man mit einem ehrlichen: Uff! am Tagesziel angelangt. Was der Fürst Bildler-Mustau, der vor Jahrzehnten als „Veranlagter“ die weite Welt durchstreifte, von schwindelnden Ritten an griechischen Wärdenden entlang erzählte, trifft auch auf die albanischen Gebirgsstege zu: „Das erste Mal stieg jeder ab, und wir stiegen die Tiere, ohne sie auch nur am Zügel zu führen, ganz frei hinübergehen. Da ich jedoch sah, wie vorsichtig und geschickt sie sich dabei benahmen und fast sicherer als wir selbst schritten, so habe ich mich nachher meinem Tiere immer sorglos anvertraut, mit der einzigen Rücksicht, soviel wie möglich jede Bewegung darauf zu vermeiden und ihm völlige Zügelfreiheit zu lassen, nur darauf bedacht, bei einem etwaigen Falle des Pferdes wo

möglich mich selbst zu retten, aber keineswegs die Katastrophe durch meine Reiterkünste verhindern zu wollen." Aber auch dieses ins Schicksal ergebene Vertrauen auf das Reittier geht über die Nerven, und selbst die Eingeborenen atmen auf, wenn sie solche Wegstrecken hinter sich haben. — A eje bur i fork? A keni mujit? Bist du ein starker Mann? Hast du's gekonnt? So grüßt der Albaner den mit leuchtenden Lungen Ankommenden. Po, Kadal, Kadal! Wohl, aber langsam, langsam! lautet die Antwort, und das Lob zögert nicht: A eje bur! Du bist ein starker Mann!

Die Sprachenfrage ist ein ziemlich verzwicktes Problem auf dem Balkan, schließlich ein Ausfluß der Nationalitätenfrage ist. Diese Nationalitätenfrage ist heute wieder von schwerwiegendster Gegenwartsbedeutung, da der Abschluß des Weltkrieges eine Erledigung des Nationalitätenstreits in Mazedonien mit sich bringen muß. Ob die Bulgaren oder die Serben mit ihren Ansprüchen Recht haben, läßt sich leicht dahin beantworten: Keiner von beiden! Denn die Bevölkerung Mazedoniens ist weder ausgesprochen bulgarisch, noch entschieden serbisch, sondern eine Vorstufe von beidem. Durch die lange Türkenherrschaft etnionationalisiert, infolge ihres Alphabetentums noch nicht zu neuem Nationalbewußtsein erwacht, ist diese Bevölkerung nichts als mazedo-slawisch und vermag sich, nach Mundart wie Gebräuchen, ebenso leicht nach der Richtung des Bulgarischen, wie des Serbischen fortzuentwickeln. Mit Nationalitätentabellen läßt sich diese Frage also nicht entscheiden, zumal sie samt und sonders Ausgebirten einer überhitzten Phantasie sind und eine richtige Volkszählung in Mazedonien nie stattgefunden hat. Was meine persönlichen Erfahrungen angeht, so kommt man in den größeren Städten der slawischen Balkanstaaten, sowohl in Serbien wie in Montenegro und Bulgarien, mit Deutsch fast überall sehr gut durch; in Mazedonien tut Serbisch oder Bulgarisch gute Dienste, während die Kenntnis des Türkischen nicht viel weiterhilft. Fragend ein gebornes Sprachgeseß aber scheint da unten zu sein, daß der Mazedonier just die Sprache, die man bei ihm voraussetzt und in der man ihn anredet, nicht versteht und nicht spricht. Auch mit der Sprache, die internationaler ist als Esperanto und Ido, mit der Zeichensprache, hat es seine Nuden. Es merkt sich zwar sehr leicht, daß der Orientale zum Zeichen der Vereinnahmung mit dem Kopf nicht, zum Zeichen der Befahrung den Kopf schüttelt; aber was dann, wenn der Balkaner einen Schimmer von Europas überlindeter Höflichkeit hat und dir zu Ehren die westlichen Kopfbewegungen anwendet, während du die orientalischen bei ihm voraussetzt und sein Schütteln als Ja, sein Nicken als Nein deutest? Einmal in meinem Leben kam ich auch dazu, das auf dem Pannal mühsam erschwitzte Latein als Verkehrssprache zu benutzen. Nach einem langen, anstrengenden Wirt — die Matenfonne legte einem schon eine recht warme Hand ins Kreuz — langten wir an einem idyllischen albanischen Pfarrhof an. Der Pfarrer, ein Ordenspriester, Franziskaner vermute ich, trat vor seines Hauses Schwelle, wir begrüßten uns und öffneten gleichzeitig die Lippen. Er begann mit albanischer Rede, ich antwortete mit türkischen Broden, er versuchte es mit Italienisch und ich entgegnete Französisch — so schlug sich keine Brücke der Verständigung. Da fiel mir zur rechten Stunde ein, daß ein Diener der römischen Kirche doch in der Sprache der alten Römer beschlagen sein müsse und schon stammelte ich etwas von lingua latina uti. Freudig kopfschüttelte er sein Utique! Utique! Ja! Ja! Ich sprach weder mit der Gewandtheit, noch der Fehlerlosigkeit eines Cicero, aber was ich zuwege brachte, reichte, um ein leiblich flüssiges Gespräch nicht nur über den gastfreundlich aufgetischten Eierkuchen, Salatwurstzöpfe und Landwein, sondern auch über allerhand politische Fragen zu führen. Der Vater Konstantini Ghecov war ein auch schriftstellerisch tätiger Vorkämpfer des albanischen Nationalismus, der keine Zukunft haben kann, weil die

Arnauten noch auf einer allzu niedrigen Entwicklungsstufe stehen, um in absehbarer Zeit zu einem nationalen Zusammengehörigkeitsgefühl zu erwachen. Ihr trauriges Schicksal ist, in andere, entwickeltere Völker eingestampft zu werden. Sie werden verschwinden wie die Indianer Nordamerikas, denen sie nach Sitten und Gewohnheiten ähneln; einzelne wilde Stämme tragen sogar auf glattrasiertem Schädel einen Schopf wie eine leibhaftige Skalplocke.

Aber auch das Schicksal Mazedoniens ist traurig, selbst wenn man außer acht läßt, daß das Land jetzt wieder zum soundsovielsten Male Einsatz beim blutigen Würfelspiel ist. Wir Westeuropäer sind sehr leicht geneigt, die Sonderheiten eines wachsenden, hodenständigen Mazedoniens zu belächeln oder zu belachen. Ihre Schlaflosigkeit, Unzuverlässigkeit und Unpünktlichkeit nehmen wir mit Heiterkeit hin. Wir freuen uns geradezu, daß es noch Naturkinder gibt, denen der Sinn für Zeit und Zahlen abgeht. In der Kaserne und in der Fabrik hat man uns Pünktlichkeit und Ordnung anezogen. Aber kommt der Mazedonier heute nicht, so kommt er morgen, und wenn du ihn fragst: Wie hoch ist jener Berg?, so steht er erst gar nicht hin, sondern sagt gleichgültig: 1000 Meter!, sofern er guier, und: 500 Meter!, sofern er schlechter Laune ist. Oder man reitet durchs Land, weit hin durch starre Dede. Nach der Karte, die freilich oft trügerisch ist, mühte längst ein Dorf gekommen sein, und da man Hunger- und Durstgefühl feststellt, fragt man den mazedonischen Begleiter, wie weit entfernt Jeniköj noch sei. „Noch eine halbe Stunde!“. Man trabt weiter, eine halbe Stunde, dreiviertel Stunden, eine ganze Stunde, und da man schließlich ungeduldig herumfährt: „Wie lange jetzt noch?“, erhält man die seelenruhige Antwort, daß es jetzt noch eine gute Stunde sei! Mein Freund Robert Gröhsch, Reisegefährte auf einer solchen Fahrt, pflegte zu sagen, in Westeuropa stelle der Sozialismus das Recht auf Arbeit, in Mazedonien das Recht auf Faulheit als erste Forderung auf, und der Achtstundentag werde den Mazedoniern in der Formel nahegebracht: Acht Stunden Erholung, acht Stunden Schlummer, acht Stunden Schlaf! Aber auch mit guten Wägen kommt man der stillen Tragik nicht bei, die in der steilen Sonntagsnachmittagsruhe des Landes und der freiwilligen oder erzwungenen Arbeitslosigkeit seiner Bewohner steckt. Man denkt an die Säge, die zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts der amerikanische Volkswirt Carey über einen anderen Teil der europäischen Türkei schrieb: „Das fruchtbare Gebiet der unteren Donau, einst der belebte Schauplatz der römischen Industrie, liefert jetzt nur den särglichen Unterhalt für einige serbische Schweinehirten und wallachische Bauern.“ Auch Mazedonien war im Altertum und Mittelalter ein reiches Land, von mannigfachen Handelsstraßen durchkreuzt, bis sich die Türkenherrschaft gleich einer „Schuttlawine“, um das Wort Treitschkes zu brauchen, auf diese blühenden Gefilde niedersenkte und für Jahrhunderte jede Entwicklung verbot und jeden Aufstieg hemmte. Serben und Bulgaren waren nach dem Ergebnis von 1912 eben drauf und dran, die Hilfsquellen Mazedoniens ergiebig zu erschließen, als der Weltkrieg und mit ihm eine neue Schuttlawine kam. Abermals ist Entwicklung und Aufstieg um Jahrzehnte zurückgeworfen, denn nach dem Friedensschluß haben wir kaum die Mittel, in Westeuropa die Kulturattività wieder aufzunehmen, geschweige in Mazedonien!

Um so bewundernswürdiger ist, daß selbst in diesen toten, zurückgebliebenen und verödeten Landstrichen der Sozialismus sein Haupt zu erheben beginnt. Da er entweder von Belgrad oder von Sofia aus befruchtet wird und die serbischen, aber auch die bulgarischen Sozialdemokraten stark unter deutschem Einfluß stehen, verleiht auch der mazedonische Sozialismus nicht die Tatsache, daß die großen Erwecker der Arbeiterklasse Deutsche waren. In dem Vereinszimmer des sozialdemokratischen Klubs von

Ueßfuß, das ich im Sommer 1910 zum ersten Male betrat, hingen die Bilder von Marx, Lassalle und Bebel, und mit einer Art Ehrfurcht bestaunte und begrüßte uns deutsche Sozialdemokraten das dünne Häufchen, das sich, Serben, Bulgaren, Griechen, Türken und ein Albaner sogar, hier um die rote Fahne scharte. Eines Sonntags nachmittags sprachen wir gar vor ein paar Duzend Hörern in dem kleinen Gärtchen hinter dem Klublokal, schräg gegenüber von der Bude, wo abends zuvor noch die Derwische uns mit ihren mittelalterlichen Heul- und Tanz-erzittern entsetzt hatten — so nahe beieinander zehntes und zwanzigstes Jahrhundert!

Schlicht und einfach sprachen wir. „Von Westen kommen wir her, weit von drüben, und von euch, die ihr vor uns sitzt, trennt uns Sprache, Rasse und Nation. Aber wir sind alle verbunden durch ein Band und verstehen uns in einer Sprache: der des Sozialismus. Uns, die wir aus einem Lande stammen, in dem bei den Wahlen die Sozialdemokratie mehr als drei Millionen Stimmen aufbietet, erfüllt es mit Freude, hier an der Grenze der Zivilisation auf Vorposten der großen Armee des internationalen Sozialismus zu stoßen. Wahrhaftig habt ihr es nötig, euch in seinem Zeichen zu sammeln. Denn einmal bedrängt euch der europäische Kapitalismus. Das vielgerühmte „Konzert der Mächte“ ist nur eine Interessengemeinschaft des westeuropäischen Kapitals zur Ausbeutung des Orients. Aber bald werdet ihr auch den Kapitalismus naturwüchsig im eigenen Lande haben. Die jungtürkische Revolution hat kapitalistischen Hintergrund. Jetzt herrscht hier oft Mord und Brand, und unter dem Vandalenunwesen blühet euer fruchtbares Land aus tausend Wunden. Doch die kapitalistischen Räuberbanden werden noch grausamer unter euch hausen, als gestern die Armanen. Haben sie wohl Gefangenen Nasen und Ohren abgeschnitten, so wird euch morgen die Maschine im Dienst des Kapitalismus verstümmeln und die Glieder vom Leibe reißen. Wehrt euch dagegen!“

Schließt euch zusammen! Nicht um bei der primitiven Agrarwirtschaft zu beharren, in deren Schummer das Land jetzt versunken ist, sondern um mit möglichst geringen Schmerzen die Entwicklung zurückzulegen, nach vorwärts, zum Sozialismus! Der Sozialismus will kein Drogen-geflücht von Menschen; er will, daß alle arbeiten, aber auch, daß alle die Früchte ihrer Arbeit genießen. Ringsum im Lande steht Weizen und Mais genug auf den Feldern, euch alle satt zu machen... Schließt euch zusammen! Ein westeuropäisches Schlagwort nennt den Balkan den politischen Wetterwind Europas. Arbeit, schafft, wirkt, daß er der Wetterwind der proletarischen Revolution werde!“

Am zur rechten Zeit die Versammlung zu erreichen, hatten wir sechs Stunden im Sattel gefessen, und zehn Stunden in einem federlosen Karren rädern lassen und drei Stunden im Zug gegen die mächtig andrängende Müdigkeit gekämpft, aber jetzt spürten wir nichts mehr von Schläfrigkeit und wehen Knochen; nur die Flamme fühlten wir, die in uns allen brannte. In Serben, Bulgaren, Griechen, Türken, Albanern und in uns Kommunisten deutschen Stammes — es lebe die Internationale!

Damals hauste noch der türkische Wali im Konak von Ueßfuß, und jeden Tag bei Sonnenufergang schrie die auf der Zitadelle aufmarschierte Garnison ihr: Lang lebe der Padischah! über die schweigende Stadt hin. Damals kamen im Herbst 1912 mit reißigem Kriegsvolk die Serben, um im Herbst 1915 von den Bulgaren mit Waffengewalt wieder vertrieben zu werden. Daries Kriegsschicksal war der Stadt am Bardar beschieden. Wohin mag der Westensturmwind jenes Häuflein von Serben, Bulgaren, Griechen, Türken und Albanern auseinandergeblasen haben, das damals so gläubig an unseren Lippen hing, in dem kleinen Gärtchen an der staubigen Bahnhofsstraße von Ueßfuß, dicht bei dem Versammlungsraum der Derwische?

Die Schwammerlsupp'n.

Von Rudolf Greinz *)

Die jungen saubern Sennerinnen auf unsern Almten werden immer seltener. Eigentlich gibt es sie schon so gut wie gar nicht mehr, weil es der hochwürdige Herr Pfarrer gewöhnlich nicht duldet von wegen der Moral. Dafür haufen die ältesten „Kasselscheiter“ da droben in lustiger Höhe. Und wenn sich schon einmal was Jüngeres hinauf verirrt hat, dann ist es gewiß so häßlich, daß jede sündhafte Ansehung von vornherein ausgeschlossen erscheint.

Die Almposeten von der schönen Sennerin gehören daher schon ziemlich dem Reiche der historischen Dichtungen an, und das Sprüchlein: „Auf der Alma gib's foa Sünd!“ hat eine ganz andere Bedeutung gewonnen, als sie ursprünglich vermeint war. Soll einer sündigen, wenn absolut keine Gelegenheit dazu vorhanden ist!

So gab es auch auf der Deischenalm des Schwantlerbauern keine Sünden. Wenigstens in gewisser Hinsicht nicht. Der Schwantler war der reichste Bauer im Dorf und besaß die größte Alm in der ganzen Gegend. Eigentlich eine kleine Niederlassung von Almhitzen, sogenannten Kasern, mit weitem liegenden Bergmähdern und Matten.

Die Hauptrolle auf der Deischenalm spielten der alte Senner Luis und die Wirtschaftlerin Erna, beide schon Sechziger, beide knochig und hager, aber noch recht rüstig. Um sie gruppieren sich die verschiedenen andern Dienstboten der Almwirtschaft, die nicht nur Kühe, sondern auch Schafe, Ziegen und Schweine umfaßten. Jedes Viehzeug hatte wieder seine eigenen Hüter.

Da war eine Melkerin und eine Stalldirn, die eine alt, die andere noch unter dem kanontischen Alter, jedoch

schießend, blatternarbig und mit zwei großen Kröpfen ausgestattet. Ein Schafhirt, der noch einen Hüterbuben unter sich hatte, waltete seines Amtes; dann hausten auf der Alm zwei Goasbub'n. Die Schweine befanden sich unter der Obhut der sogenannten „Fackeldirn“, deren fleiblicher Name völlig zu ihrem Neuberer paßte. Der Senner hatte zwei Gehilfen, die Wirtschaftlerin eine Hausdirn.

Endlich war noch ein Kühhua vorhanden. Wenigstens hieß er so. Den Quab'n hätte ihm allerdings niemand angesehen, denn der Much*) hatte schon seine Fünfziger am Buckel. Da er jedoch zeitweilig nie was anderes gewesen war als Kühhua, so blieb dem Hirten dieser Titel auch in gereifteren Jahren. Der Much war ein lediges Kind. In seiner Jugend hatte er sich als Hüterbua bei den Bauern durchgebracht. Später war ihm von seinem Vater ein ganz kleines Vermächtnis zugefallen, das es ihm ermöglichte, im „Inghaus“ bei einem Bauern zu wohnen. Dort hatte er eine Kammer und wirtschaftete und kochte sich selbst.

Im Winter pflegte er zu privatisieren. Wenn dann der Zug auf die Alm begann, litt es den Much nicht mehr länger im Tal. Er verdingte sich regelmäßig über Sommer als Almhirt. Das gab einen hübschen Zuschnitt. Beliebt war der Much fast nicht, denn er war geizig und ungeheuer gesträkig. Die Arbeitskräfte am Land sind aber rar. Da sann der Bauer nicht wählerisch sein. Der Much fand daher immer gutgezahlte Dienste. Auf der Deischenalm war er nun schon den dritten Sommer.

Nach außen sah der Much keineswegs einem Geizhals ähnlich. Was dieses Laster an ihm zehrte, das erstickte

*) Aus Greinz' lustigen Tiroler Geschichten. Verlag von L. Staadmann in Leipzig.

*) Michel.

er durch eine andere der sieben Todsünden, durch Graß und Löflerei. Die gedrungene Gestalt des Muck war rund und wohlgenährt. Das Rundeste und Kugeligste an ihm war aber sein riesiger Schädel, der völlig einer Kegeltugel gleich. Der Vergleich gewann an Wahrheit, wenn man die riesige Glah'n des Muck mit in Betracht zog. Gesicht, Stirn, Glah'n hatte so etwas recht Fettes, Glänzendes, Schmalziges. Das stimmte ganz mit der feilischen Verfassung des Muck. Sein Höchstes auf dieser Welt war eine schmalzige Kost. Wenn die Nudeln oder das Nuas in einem goldgelben See schwammen, dann hatte der Muck den Himmel auf der Erde.

Für den Muck war die Trina, die Umbäuerin, immer zu „g'sparig“. Er hatte regelmäßig was zu brummen, wenn er sich mit den übrigen um den Tisch in der größten Almshütte setzte, wo gekocht wurde.

Der Senn begte auf den Muck schon seit geraumer Zeit ein arges Mißtrauen. Voriges Jahr und vorvoriges Jahr hatte im Herbst an dem „Amnuben“, der Frucht der langen Sommerarbeit, an all den stattlichen Butterknollen, den saftigen Käsen, den appetitlichen Schmalzriegeln immer was gefehlt. Der Senn mochte noch so aufpassen. Das, was er im Herbst zu La brachte, stimmte nie völlig mit seinen Aufschreibungen. Es fehlten stets ein paar Käse, Butterknödelchen und Schmalzriegeln. Auch heuer konnte der Sennner Luis schon die und da einen kleinen Abgang feststellen. Sein Verdacht lenkte sich unwillkürlich auf den Muck. Warum hatte früher alles haarlein gestimmt, als der Muck noch nicht als „Mühbua“ auf der Detschenalm war? Ihn zu ertappen, war dem Luis trotz alles Aufpassens aber noch nie gelungen.

Die Trina hatte der Senn ins Vertrauen gezogen. Eines Abends entwarfen nun die beiden einen Plan, wie man dem Muck auf seine Schliche kommen könnte. Der Senn empfand ein solches Vergnügen über die ganze Idee, daß er sich mindestens eine Viertelstunde lang mit den knochigen Fäusten auf beide Knie schlug und dabei jedesmal schadenstroh aufschrie.

Seit ein paar Tagen war ein herrischer Stadtfrad auf der Detschenalm zu Besuch. Ein „glasaugeter“ Professor, den die Almleute mit einem gewissen überlegenen Mitleid betrachteten. Ein solcher Mensch war entschieden zu bedauern, dessen Lebensaufgabe darin bestand, den ganzen Tag herumzustiefeln und jedem Graß und Blüeml nachzujagen. Besonders hatte es der Herr Professor auf die Schwammerln abgesehen, und gerade die giftigen Schwämme waren ihm die liebsten. Die sammelte er mit besonderer Sorgfalt und breitete sie an der Sonne zum Dörren aus. Der Sennner hatte dem „Glasaugeter“ gegen gutes Entgelt seine Kammer zur Verfügung gestellt und nächtigte seitdem in einem der Bettverschläge in der Almshütte.

Für heute mittag hatte die Trina eine schmackhafte Schwammerlsupp'n angekündigt. Die beiden Goasbuab'n hatten gestern aus den unter der Alm liegenden Waldbeständen einen schweren Rucksack voll frischer Steinpilze, Morcheln, Bärentapeln und Pfifferlinge mitgebracht.

Der Muck freute sich schon den ganzen Vormittag auf den Genuß. Wenn es etwas Extras gab, dann trachtete er stets, ein paar Minuten vor den übrigen beim Tisch zu sein, um womöglich noch vor dem Eintreffen der anderen und vor dem üblichen Tischgebet einige Löffel oder Broden mehr aus der dampfenden Schüssel zu erhaschen.

Nichtig gelang es dem Muck, als erster zu der Schwammerlsupp'n zu kommen. Noch niemand war da. Nicht einmal die Trina beim Herd. Die hörte der Muck in der Milchammer nebenan mit dem Geschirr klappern. Der Muck sog nicht lang den würzigen Duft der Suppe ein, sondern beeilte sich, einen Löffel zu ergreifen und von der Supp'n hinunterzuschlingen, so viel er konnte.

Jetzt stampfen auch die übrigen nach und nach in die Hütte. Der Muck legte mit einem neidischen Seufzer seinen Löffel weg und erhob sich zum Tischgebet. „Kamui hatten die Leute jedoch das Amen gesagt, als die Trina,

die Hände über dem Kopf zusammenschlagend, aus der Milchammer gestürzt kam.

„Jessa! Marand! Josepp!“ rief die Wirtschafterin mit allen Anzeichen des Entsetzens. „Mührt's mir soaner dö Supp'n an! I hab' in der Eiu' und aus Versehen die giftigen Schwammerln vom Professor drunter g'schnitten! Weil er dös Giftzeug auch alleweil überall unanandliegen hat! So a Schreden!“ setzte sich die Wirtschafterin, als ob sie die Füße nicht mehr tragen würden, auf der Herdbank nieder. Von den Dienstboten hatte noch keiner Zeit gehabt, nach seinem Löffel zu langen.

„Waaaas haast?“ stotterte der Muck, der plötzlich laßweiß wurde.

„Giftige Schwammerln sein in der Supp'n!“ bestätigte der Sennner Luis. „Gottlob hat noch soaner an Trop'n g'schluckt!“

„Aber i hab' davon g'sessen!“ stammelte der Muck, indem ihm die kalten Schweißtropfen auf die Stirn traten.

„Nachher bist hin!“ bemerkte der Schafhirt trocken, als ob es sich um die Feststellung einer vollkommen selbstverständlichen Tatsache handeln würde.

Jetzt bemächtigte sich der Weiberleut' am Tisch eine Aufregung.

„Ins Bett muß er! Schwizen muß er!“ meinte die alte Mellerin.

„Holt 'n Pfarrer! Holt 'n Pfarrer!“ rief die Fadenbirn.

Der Muck torfelte hinter dem Tisch hervor. Es war eine dumpfe Ueberzeugung in ihn gekommen, daß er vor allem einmal ins Bett müsse. Er schritt mechanisch nach der Thür, die in seinen Schlafraum führte, einen Holzverschlag, wo er gemeinsam mit dem Schafhirten seit Heulager mit einem rupfenen Leintuch darüber und einem wollenen Kogen zum Zudecken hatte. Die Dienstboten folgten ihm. Der Senn und die Trina voran.

In allen Gliedern schlotternd, froch der Muck unter den Kogen. Er wagte nicht, sich niederzulegen. Eine dunkle Ahnung sagte ihm, daß er am ehesten aus diesem irdischen Jammerl abfahre, wenn er einmal zum Diegen komme. So lauerte er unter dem Bettfoden, eine wahre Jammergestalt. Der schmalzige Ton war völlig von seinem Schädel gewichen.

„Es hat mich! Es hat mich!“ winselte er. „Ich g'spar' schon das Gift!“

„Da nimn g'schwind das Del!“ kam die Hausdirn mit einem ganzen Suppenschöpfer voll Tafelöl. Der Muck würgte es hinunter.

„Holt 'n Pfarrer! Holt 'n Pfarrer!“ jammerte die Fadenbirn von neuem. „I bitt' dich, Muck, erwed' g'schwind vollkommene Reu' und Leid! Sonst ist' gefehlt. Sonst holt dich der höllische Schürmeißter!“

Der Muck bewegte die Lippen.

„Soll i dir helfen, G'wissen erforschen?“ erbot sich die Mellerin.

„Wart', Muck, i sag dir den Reichspfege! auf!“ meinte einer der Goasbuab'n.

„Noch a Del!“ stöhnte der Muck, dem die Augen vor lauter Angst aus seinem kugelförmigen Gesicht traten. Die Hausdirn kam gleich darauf mit einem neuen Schöpfer voll Del.

„Was mußt auch immer der erste in der Schüssel sein!“ meinte der Sennner Luis vorwurfsvoll.

„Am g'schicktesten is, du machst g'schwind dein Testament!“ sagte der Schafhirt. „I bin immer deir guater Kamerad g'wesen! Kannst schon a bissel an mich denken! Dein neues Feiertagsg'wand vermachst mir? Gelt, Muck? Du brauchst es ja doch nit mehr!“

Der Muck krümmte sich auf seinem Kogen zusammen und spuckte empört nach der Richtung aus, wo der Schafhirt gleichmütig an der Holzwand lehnte. „Nix vermach' i!“ ächzte er. „Dir schon gar nit, du linker Schächer du!“

„I bitt' dich, Muck, huach nit!“ jammerte die Fadenbirn. „In ein paar Minuten kannst ja schon fertig sein!“

Herrgott, i g'spür's, i g'spür's!" hochte sich der Muck frampfhaft auf seinem Lager auf.

"Dein Geldl vermachst zum Guat'n!" redete ihm die Messertin zu. "A fromme Stiftung wird's Beste sein, und auf ewige Weltzeiten a Mess' für dei' arme Seel!"

"I vermach' nix!" schrie der Muck mit dem Aufgebot aller seiner Kräfte.

"Nacht laßt's ihn in Ruah! Er wird ja ganz damisch! Schau's, daß es auht konnt's," schaffte der Sennner die Ebbatten aus der Kammer. "I will schon schau'n, ob dem Muck nimmer z' helfen is!"

"Hansl, hol' n' Pfarrer!" fahte die Hackendirn einen Goasbuab'n bei der Foppen.

Als die Trina mit den Dienstboten wieder im Küchenraum der Wm war, meinte sie: "Da brauch't's foan' Pfarrer! Der Muck ist pumperig'fund! Sag fest's ent nur nieder und laßt's ent die Schwammerlsupp'n quat schmeden! Sie is derweil g'rad' richtig ausg'föhlt!"

"Und die giftigen Schwammerl?" fragte der Schafhirt mißtraulich.

"Is ja alles j'famm' nit wahr!" sagte die Trina. "Der Muck hat amal sein' Denzettel' brauch't! Des werdet's es vielleicht schon erfahren, warum!"

Unter den Dienstboten wollte sich ein Gelächter erheben, "Bist!" machte die Trina.

Unterdessen hatte sich der Senn in der Kammer drinnen auf das Lager des Muck gesetzt. "Reinst wirklich, i bin hin?" fragte der Muck nach einer ängstlichen Pause.

"Ja, wie is dir denn?" erkundigte sich der Senn.

"Hundsbübel!" söhnte der Muck und wischte sich mit dem Kopfen den Schweiß von der Stirn.

"Dös is a schlim'm's Zeichen!" sagte der Senn. "Da kann's auf einmal aus sein!"

"Heilige Mutter Anna!" jammerte der Muck. "I g'spür's schon! I g'spür's schon! Wann i nur noch beicht'n könnt'! Dö Sünden! Dö Tod'sünden!"

"Aha, druckt dich 's Gewissen?" meinte der Senn mit einer gewissen Schadenfreude. "Hast vielleicht gar wen umbracht?"

"Dös nit!" erklärte der Muck.

"Oder hast was g'stohlen?" fragte der Senn wie ein Weichwaser.

"Dös nit!" ächzte der Muck.

"Muck!" sagte der Senn. "Erforsch' dei' G'wissen! Wenn d' vielleicht doch was g'stohlen hast, und du laugnest es in deiner Sterbtund', nachher mußt ewig braten im glühenden Höllentessel —"

"I bitt' dich, sei stad!" flehte der Muck.

"Und wenn der Teuffl nach dir langt mit feurige Kraff'n —" fuhr der Senn fort.

Den Muck schüttelte es unter seinem Kopfen. "I bitt' dich, hör' auf!" winselte er. "I will's ja bereuen! Dir sag' i's. Aber verrat' mich nit! Droben im Heustadl bei der G'schoh'wand, unterm Heu — drei Kas und vier Zieg'l'n Schmalz!"

"Und Butter foan'?" fragte der Senn.

"Butter foan'!" ächzte der Muck.

"Muck, wenn dich dann dem Teuffl sei' Großmuatter ins höllische Beck- und Schwefelbad eintaucht —"

"A Knödlern!" gab der Muck söhrend zu.

"Und wenn 's dich am Spieß bra'n —" fuhr der Senn unbarmherzig fort.

"Zwoa Knödlern Butter!" winselte der Muck.

"Und dich an beiden Hagen mit rotglühenden Hufeisen b'schlag'n —"

"Drei Knödlern!" rief der Muck und sank erschöpft auf seinem Lager zurück. "G'wiss nit mehr! Bei meiner armen Seel'!"

In diesem Augenblick trat die Trina mit einem großen irdenen Hasen in die Kammer, in dem ein dunkles Gebräu brodelte. "Muck, trink!" meinte sie. "Dös hilft dir vielleicht wieder auf die Füß! Der Tee macht Lote lebendig! Enzianwurzeln, Arnika, Schafgarben, Fochsamilien, Viehsalz und Wacholderbeeren — dös treibt dir 's Gist schon wieder auf!"

Der Muck schürfte gehorsam den Hasen aus. Dann streckte er sich auf seinem Lager und versiel alsbald in einen festen Schlaf. Machte es die ausgestandene Angst, der Tee oder das erleichterte Gewissen — der Muck erwachte erst am nächsten Morgen, als die frühen Sonnenstrahlen durch das enge Fensterl seines Holzverschlags fielen. Er war zwar schwach — so hatte ihn die fürchterliche Brähe der Trina schwächen gemacht — sonst fühlte er sich aber ganz gesund.

Sein Schlafkamerad, der Schafhirt, zog gerade die beschlagenen schweren Bergschuhe an. "Unserins hat foa G'glück!" sagte er. "I hab' mich schon so auf dein Feiertags'ward g'freut!"

Der Muck drehte ihm stumm und verächtlich den Rücken.

Das Hamsternest des Muck hatte der Senn noch am selben Nachmittag ausgenommen. Es stimmte alles genau. Seitdem hatte der Sennner Luis nit mehr einen Abgang am Almuzen zu beklagen.

Dem Muck blieb die Geschichte mit der Schwammerlsupp'n natürlich kein Geheimnis. Er verbiß seinen Groll, verdingte sich aber im nächsten Sommer doch wieder auf die Detschenalm. Nach seinen langjährigen Eriahrungen war dort die Kost immer noch am besten und am schmalzigen.

Der Sozialismus der Kirchenväter.

Die christliche Kirche versucht bekanntlich, den Sozialismus als etwas Sündhaftes hinzustellen. Insbesondere ist es das Zentrum, das seine Anhänger vor dem sozialistischen Gedanken ebenso warnt, wie vor dem Teufel, und wenn wir in christlichen Kreisen für die Sozialdemokratie sowie für die freien Gewerkschaften Mitaleieder werden, so wird uns oft entgegengehalten, daß die christliche Religion den Eintritt in die Reihen der sozialistisch gesinnten Arbeiter verbiete. Auch diejenigen, die an der Abschaffung des lieben Gottes und der Religion durch die Sozialdemokratie nicht mehr glauben, sind vielfach der Ansicht, ihre religiöse Ueberzeugung gestatte ihnen nicht, Anhänger des Sozialismus und Mitglieder der freien Gewerkschaften zu werden.

Es ist daher nützlich und notwendig, einmal den Nachweis dafür zu erbringen, daß eine Reihe Kirchenväter, deren Namen in der christlichen Kirche einen sehr guten Klang haben, Anhänger des Sozialismus gewesen sind. Natürlich gibt es auch heute eine Anzahl frommer Leute, selbst Kapläne und Pfarrer, die offen für

die sozialistischen Ideen eintreten. Aber die sozialistischeren Christen sehen diese tapferen Leute als "Verirrte" an. Nun hat es aber eine Reihe Verteidiger des sozialistischen Eigentums gegeben, die heute von der katholischen Kirche als Heilige verehrt werden. Diese wird man daher nicht kurzerhand abtun können.

Daß die ersten Christen, die dem Proletariat angehörten, Kommunisten waren, ist allgemein bekannt. Die Apostelgeschichte gibt darüber Auskunft; sie sagt: "Sie beharrten aber in der Lehre der Apostel und im Kommunismus, im Brotbrechen und den Gebeten. . . . Alle aber, die gläubig geworden waren, besaßen alles gemeinsam, und sie verkauften ihren Besitz und ihr Eigentum und verteilten dieses nach dem Bedürfnis eines jeden. . . ."

Die Christengemeinden verloren wohl bald den kommunistischen Charakter, aber die kommunistischen Ideen lebten fort, und selbst Päpste haben das Gemeineigentum als das einzig richtige anerkannt.

So sagte Papst Clemens der Heilige: „Der Gebrauch aller Dinge in der Welt soll gemeinschaftlich sein; nur die Ungerechtigkeit hat dies und jenes in Einzelbesitz genommen.“

Papst Gregor der Große erklärte: „Sie sollen es wissen, daß die Erde, wovon sie ja abstammen und gemacht sind, allen Menschen gemeinschaftlich ist, und daß daher die Früchte, welche die Erde erzeugt, allen ohne Unterschied gehören sollen.“

Der Heilige Augustinus predigte: „Weil das individuelle Eigentum existiert, existieren auch die Prozesse, die Feindschaften, die Zwietracht, die Kriege, die Aufstände, die Sünden, die Ungerechtigkeiten, die Mordtaten. Woher kommen all die Geißeln? Einzig von dem Eigentum. Enthaltet wir uns also, meine Brüder, ein Ding als Eigentum zu besitzen, oder wenigstens enthalten wir uns, es zu lieben.“

Der Heilige Ambrosius, Bischof von Mailand, ein berühmter Kirchenlehrer, schrieb: „Die Natur gibt alle Güter allen Menschen gemeinsam. Denn Gott hat alle Dinge geschaffen, damit der Genuß für alle gemeinschaftlich sei und damit die Erde zu gemeinsamem Besitztum werde. Die Natur hat also das Recht der Gemeinschaft erzeugt, und es ist nur die ungerechte Annahme, welche das Eigentumsrecht erzeugt.“

St. Johannes Chrysostomos sagte: „Nenne niemand etwas sein eigen, von Gott haben wir jegliches zu gemeinsamem Genuß empfangen und Mein und Dein sind Worte der Lüge.“

Dieser Kirchenvater zog sich den Haß der „höheren Klassen“ und auch eine Anklage wegen Majestätsbeleidigung und „Verschleuderung von Kirchengütern“ zu. Selbstverständlich unterschreiben wir nicht alle obigen Aeußerungen. Es ist zum Beispiel unrichtig, das Aufkommen des Privateigentums auf die Ungerechtigkeit zurückzuführen. Aber alle genannten Geistlichen sind Anhänger des Kommunismus. Ihnen ist auch nicht entfernt der Gedanke in den Sinn gekommen, daß das Gemeineigentum den religiösen Grundfäden zuwiderlaufe. Das Gegenteil ist der Fall. Sie haben zum Ausdruck gebracht, daß ein wahrer Christ kommunist sein soll.

Einer der glänzendsten Verteidiger des Kommunismus war der englische Lordkanzler Thomas Morus, der am 6. Juli 1535 als Märtyrer der katholischen Kirche auf dem Schafott starb. Er hatte sich aus politischen, wirtschaftlichen, aber auch religiösen Gründen der Einführung der Reformation in England widersetzt und mußte daher wegen „Hochverrats“ den Tod unter dem Beile des Henkers erleiden. Thomas Morus war kein blinder Verehrer des Königtums von Gottes Gnaden. So schrieb er:

„Unter vielen Königen findet man kaum einen
— Wenn man einen findet — dem sein Reich genügt.
Unter vielen Königen findet man kaum einen
— Wen man einen findet — der sein Reich zu regieren
verstünde.“

Als Thomas Morus lebte, befand sich die kapitalistische Produktionsweise erst in ihren Anfängen. Morus erkannte aber ihre Schäden an. In seinem Buche „Utopia“, in dem er das Bild einer idealen Gesellschaft entwirft, heißt es:

„Ihr laßt die Menschen in Nichtsnutzigkeit aufwachsen und sie vom zartesten Alter an von Lastern anstecken. Dann straft ihr sie, wenn sie herangewachsen sind, und das tun, wozu ihnen von Jugend auf die Neigung eingestößt worden ist. Ich bitte euch, was tut ihr anders, als zuerst Diebe züchten und nachher aufhängen.“ ... „Ich bin daher fest überzeugt, daß weder eine gleiche und gerechte Verteilung der Güter, noch Wohlstand für alle möglich sind, ehe nicht das Privateigentum verbannt ist. Solange es besteht, werden die Lasten und Klümmernisse der Armut das Loß der meisten und besten Menschen sein. Ich gebe zu, daß es andere Mittel als das Ge-

meineigentum gibt, diesen Zustand zu lindern, nicht aber, ihn zu beseitigen.“

In der „Utopia“ findet man außer diesem Bekenntnis zum Sozialismus auch folgende treffende Kritik des kapitalistischen Wirtschaftssystems: „Was ist das für eine Gerechtigkeit, wenn der Edelmann, der Goldschmied oder der Bucherer, kurz diejenigen, die nichts tun oder doch nichts Nützliches, bei ihrer Untätigkeit oder überflüssigen Tätigkeit herrlich und in Freuden leben, indes die Tagelöhner, Körner, Schmiede, Zimmerleute und Ackerknechte, die härter arbeiten als Lasttiere, und deren Arbeit das Gemeinwesen nicht ein Jahr lang entbehren könnte, ein so erbärmliches Dasein sich erarbeiten und schlechter leben müssen als Lasttiere. Jene arbeiten nicht so lange, ihre Nahrung ist besser und nicht durch die Sorge für die Zukunft vergällt; der Arbeiter dagegen wird niedergedrückt durch die Trostlosigkeit seiner Arbeit und gemartert durch die Aussicht auf das Bettlerelend seines Alters.“

„Nachdem man sie (die Arbeiter) ausgebeutet und ausgepreßt hat in der Kraft ihrer Jugend, überläßt man sie ihrem Schicksal, wenn Alter, Krankheit und Not sie gebrochen haben.“

„Bei Gott, wenn ich das alles bedenke, dann erscheint mir jeder der heutigen Staaten nur als eine Verschwörung der Reichen, die unter dem Vorwand des Gemeinwohls ihren eigenen Vorteil verfolgen und mit allen Kniffen und Schlichen danach trachten, sich den Besitz dessen zu sichern, was sie unrecht erworben haben und die Arbeit der Armen für so geringen Entgelt als möglich für sich zu erlangen und auszubenten suchen. Diese sauberen Bestimmungen erlassen die Reichen im Namen der Gesamtheit, also auch der Armen, und nennen sie Gesetze.“

Der Mann, der dies geschrieben hat, ist vor wenigen Jahren von der katholischen Kirche — selig gesprochen worden.

Anhänger der kommunistischen Idee war auch der berühmte Dominikanermönch Thomas Campanella, der im Jahre 1639 starb. Dieser Mann wurde von den Feinden des Fortschritts so gefürchtet, daß sie ihn auf die Folter spannen und 26 Jahre lang hinter Kerkermauern schmachten ließen. Er hat gleichfalls das Idealbild eines Staates entworfen und unter anderem geschrieben: „Die Wurzel aller Uebel ist in der unmäßigen Eigenliebe zu suchen. Das Eigentum beschneidet die Triebe der christlichen Liebe; da entstehen Geiz, Neid, Haß des Nächsten, Neid gegen die Reichen und Großen usw. Wir ziehen die Liebe zum Gemeinwesen groß und all diese Auswüchse nebst Rechtsfrevlichkeiten, falschem Zeugnis usw. verschwinden.“

Daß ein solches Gemeinwesen überhaupt denkbar, ja, möglich sei, beweist die christliche Urgemeinschaft unter den Aposteln, auch die christliche Gemeinde in Alexandria unter dem heiligen Markus. So lebte auch die Geistlichkeit bis zu Papst Urbans I. Zeiten. Und der Staat des Plato, den der Spötter Lucian verlacht, wird vom Heiligen Clemens, Ambrosius und Chrysostomos gelobt.“

Bossuet, Bischof von Meaux, der im Jahre 1704 starb, schrieb: „Nach dem Urrecht der Natur hat niemand das besondere Recht auf irgend etwas. Alles gehört allen.“

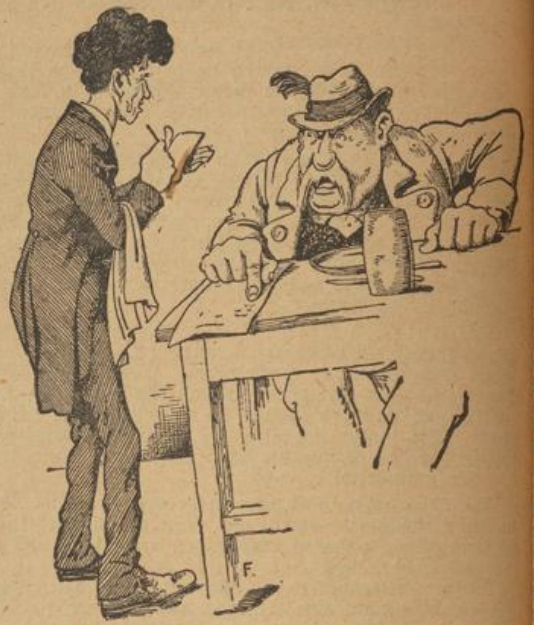
Daß all diese Kirchenväter Anhänger des utopischen Sozialismus gewesen sind, sollte den christlich gestimmten Arbeitern, die aus religiösen Gründen vom Sozialismus und von den freien Gewerkschaften nichts wissen wollen, doch zu denken geben. Wenn die christlichen Gewerkschaftsführer und Kapläne den Sozialismus als ein Werk des Teufels verdammen, dann sollten ihnen die Ansichten der kommunistisch gestimmten Heiligen der katholischen Kirche unterbreitet werden. Aus ihnen ersehen die christlichen Arbeiter, daß der Sozialismus nichts Unchristliches ist. Sie sagen ihnen, daß sie erst dann wahre Christen sind, wenn sie auf dem Boden des Sozialismus stehen.

Huf der Kammer.



Unteroffizier (zu den neu eingekleideten Rekruten): „So, den schönen Einband habt ihr nun auf dem Leibe; jetzt werden wir mal gleich Klassiker aus euch Kerls machen!“

Er geht mit der Zeit!



Beim Bezahlen: „Was kost' die Schweinshaxen, was kost' sie — 2 Mark — auf der Karte steht ja 1 Mark 25 Pfennig?“
 „Ganz recht, mein Herr, aber eben hat der Schlächter antelephoniert, daß das Schweinefleisch wieder teurer geworden ist.“

Kein Vergnügen.



„Vergnügungsreise, Herr Müller?“
 „Nein, zu meiner Familie!“

Wird was schönes werden!



— „Ist das Essen bald fertig, Schatz?“
 — „Ja Männchen, nur noch zehn Zeilen!“